

„Die Fotografin“

Derzeit läuft in deutschen Kinos ein Film über eine Frau, die Geschichte geschrieben hat und dennoch vielen unbekannt ist: Lee Miller (1907-1977). Muse, Model, Künstlerin und Kriegsfotografin. Ein Star zunächst vor, dann hinter der Kamera. Was macht den Film „Die Fotografin“ von der US-amerikanischen Spielfilmregisseurin Ellen Kuras so bemerkenswert? So bemerkenswert, dass ein Beitrag über ihn auf der Homepage der Pastoral am Puls erscheint?



Zwei Menschen sitzen einander gegenüber im Wohnzimmer einer Farm in Südengland. Im Hintergrund große Sprossenfenster. Sie geben den Blick frei auf viel Grün. Ein junger Reporter hat Platz genommen auf dem Sofa, vor sich ausgebreitet auf dem Sofatisch viele Fotos. Er meint: „Es muss Geschichten zu den Fotos geben. Sie sollten erzählt werden.“ Sein Blick ruht forschend auf der Interviewpartnerin.

Im Sessel eine alte Frau, sichtlich gezeichnet vom Leben, rauchend, immer wieder einen Schluck Whisky aus dem Glas auf dem Beistelltisch neben sich nehmend. Anfangs abweisend, mürrisch, schließlich zögerlich bereit, auf die Fragen des Reporters einzugehen. Es ist Lee Miller, die aus ihrem Leben erzählt. Aus deren Leben in Rückblenden szenisch erzählt wird. Von Episoden, die das Besondere ihres Lebens,

das Besondere ihrer Persönlichkeit verdeutlichen. Erst am Ende des Films begreifen die

Zuschauerinnen und Zuschauer, dass dieses Interview so nie stattgefunden hat. Es ist Antony Penrose, der Sohn von Lee Miller, der im Film als junger Reporter das Gespräch mit seiner Mutter sucht. Ein Gespräch, von dem der reale Antony Penrose – mehr als vierzig Jahre nach ihrem Tod – sich wünscht, dass es das tatsächlich gegeben hätte.

Im Film fragt Lee Miller: „Und was ist mit Ihrer Mutter? Erzählen Sie mir was von ihr!“ Der Reporter: „Da gibt es nicht viel zu sagen.“ Als Heranwachsender fand Antony Penrose keinen Zugang zu seiner Mutter. Sie war vor allem mit sich selbst beschäftigt. Sie kämpfte mit Depressionen, verfiel zusehends dem Alkohol, ihre Eindrücke vom Kriegsgeschehen in Frankreich und Deutschland in den 1940er Jahren verdrängend, die schon im Augenblick des Erlebens beim Fotografieren nur deshalb zu ertragen waren, weil sie Tabletten schluckte. Lee Miller: „Alle machen das.“

Das Auffinden des auf dem Dachboden verstauten Nachlasses von Lee Miller nach ihrem Tod überrascht Antony Penrose. Er hat Mühe, die Fotos, Reportagen und Briefe mit seiner Mutter in Verbindung zu bringen. Nie hatte sie auch nur ein Wort verlauten lassen über das, was sie erlebt und fotografiert hatte und über das sie geschrieben hatte, um die Wahrheit ans

Licht zu bringen: ihre Eindrücke an der Front, ihre Eindrücke nach der Befreiung der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald durch die US-Armee. Mit einem Mal beginnt Antony Penrose zu begreifen, warum seine Mutter so war, wie sie war: Es war nicht seine Schuld. Schuld waren frühere Geschehnisse, die – nicht aufgearbeitet – in ihr schlummerten und ihre zerstörerische Wirkung entfalteten.

Die im Film auf dem Sofatisch ausgebreiteten Fotos, die nachträglich gefundenen Reportagen und Briefe von Lee Miller erinnern an eine Schriftrolle, auf der Erlebnisse und Erfahrungen notiert, Bilder eingefügt werden, in denen oft erst in der Rückschau ein roter Faden zu erkennen ist. Eine Quintessenz, die das eigene Herz so umfassend ergreift, dass darin für gläubige Menschen Gottes Stimme erfahrbar wird. Für Antony Penrose beginnt „eine außergewöhnliche Geschichte des Verstehens“, die in ihm die Bereitschaft weckt, die Geschichte seiner Mutter, ihr Werk, einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Eine weitere Episode:

In den Tagen nach der Befreiung des Konzentrationslagers Dachau durch die US-Armee sind Lee Miller und ihr Kollege David E. Sherman vor Ort. Sie wechseln nur wenige Worte. In ihren Augen spiegelt sich das Entsetzen über das dort Vorgefundene: die Leichenberge, die ausgemergelten Menschen, der Geruch der Verwesung, der über den Gräueltaten liegt. Da wird von US-amerikanischen Soldaten ein Karren in das Lager gezogen. Auf ihm viele Laibe Brot. Von allen Seiten kommen ehemals Inhaftierte herbei, in der Hoffnung auf etwas zu essen. Darunter auch eine Frau. Sie nimmt sich mehrere Laibe Brot und läuft zurück zu einer Baracke. Lee Miller folgt ihr. Sie beobachtet dort mehrere Frauen, sitzend auf dem Boden. Die Frauen teilen miteinander das Brot und essen es. Ein verängstigtes Mädchen sitzt zusammengekauert vor einer Wand. Lee Miller nähert sich ihm vorsichtig. Sie registriert, dass sie in ihrer militärischen Kleidung auf das Mädchen bedrohlich wirkt. Sie nimmt ihre Kopfbedeckung ab. Licht fällt auf ihr blondes Haar. Vorsichtig nähert sie sich dem Mädchen. Wie ein Engel: „Hab’ keine Angst! Ich tue dir nichts!“, während sie das Mädchen behutsam fotografiert - im Bewusstsein dessen, dass ihm Schlimmes widerfahren ist. Lee Miller sieht, wie das Mädchen sich schließlich den anderen Frauen nähert. Wie es sich einfügt in die kleine Gemeinschaft. In die (eucharistische) Brotgemeinschaft.

Das Erleben einer Gemeinschaft, die miteinander teilt, die einander mit-teilt, befähigt, inmitten von Elend, Zerstörung und Tod Tröstendes und Heilendes zu erfahren. Das Erleben einer solchen Gemeinschaft befähigt, darin Gott zu erfahren.

Stephanie Rebbe-Gnädinger